

Leben mit dem Tod

Die Bedeutung des Abschieds: Der Bestatter und Buchautor Fritz Roth will der Trauer ihren Platz im modernen Leben zurückgeben



Konfrontation mit der Endlichkeit des Lebens: Sterbeszene in dem Gemälde „Der bestrafte Sohn“ (1778) von Jean-Baptiste Greuze.

FOTOS: THINKSTOCK/HERBERT SCHEURING

Von unserem Redaktionsmitglied
HERBERT SCHEURING

Der Tod begegnet uns täglich. Die Nachrichtensendungen und Zeitungen sind voll von Berichten über Unglücke, Katastrophen und Gewalttaten. In Filmen und Kriminalromanen dient die Darstellung des Todes der Unterhaltung und der Erzeugung von Spannung. Dieser Tod ist uns vertraut. Er hat keine unmittelbaren Auswirkungen auf unser eigenes Leben. Er schockiert vielleicht kurz, erschreckt aber nicht wirklich. Wenn aber plötzlich ein Freund oder ein naher Angehöriger stirbt, ist der Tod ein Fremder – eine dunkle Macht, die verunsichert, verstört und auf schmerzliche Weise mit der Endlichkeit des Lebens konfrontiert.

Der Tod, der in das eigene Leben eingreift und eine persönliche Auseinandersetzung mit dem Verlust erzwingt, ist den meisten fremd, weil sie Gedanken an das Sterben bis dahin weit von sich weggeschoben haben. Wir tun meist so, als ob das Leben kein Ende hätte. Dass Menschen sterben, ist nicht mehr Teil unserer Alltagsfahrung. Der Tod ist in Randbereiche abgedrängt worden: Die meisten Bundesbürger sterben heute in Krankenhäusern und Altenheimen. Der Umgang mit dem Tod wurde an Experten delegiert – an Ärzte und Pflegekräfte, Geistliche und Bestatter. Sie sind gefordert, wenn es darum geht, den Abschied zu gestalten. Vielen Hinterbliebenen hilft es, in dieser Situation auf erprobte Rituale zurückzugreifen und sich an vorgegebenen Verhaltensmustern orientieren zu können. Anderen hilft es nicht. Sie empfinden manche Konventionen als inhaltsleer. Sie fühlen sich als Trauernde „mit ihren Gefühlen und Bedürfnissen in ein Korsett gezwängt, das ihnen nicht passt“, schreibt Fritz Roth in seinem Buch „Das letzte Hemd ist bunt. Die neue Freiheit in der Sterbekultur“.

Mit Veröffentlichungen wie „Der Trauer eine Heimat geben“ oder „Trauer hat viele Farben“ liefert Roth seit gut zehn Jahren Beiträge zur Diskussion über einen lebendigen Umgang mit Tod und Trauer. Der 62-Jährige ist aber nicht nur ein Theoretiker, sondern ein Gestalter mit dem Willen und dem Mut zur Veränderung. Roth, der eigentlich Seelsorger werden wollte, übernahm 1983 ein Bestattungshaus in Bergisch Gladbach. Er absolvierte eine Ausbildung zum Trauerbegleiter, gründete später eine Trauerakademie, die Fortbildungen zum Thema anbietet, sowie den ersten privaten Urnenfriedhof Deutschlands. Roth versteht sich als Anwalt von Trauernden und setzt sich im Zweifelsfall auch über bürokratische Vorschriften hinweg. Seine Thesen, die er mit Leidenschaft vertritt, und zahlreiche Medienauftritte haben ihn zum vermutlich bekanntesten Bestatter Deutschlands gemacht – und bei manchen Kollegen nicht unbedingt beliebt.

Dabei ist das, was Roth zu sagen hat, zunächst einmal gar nichts Ungewöhnliches. Er plädiert dafür, den Abschied von geliebten Personen genauso individuell zu gestalten, wie wir unser Leben leben wollen. Weder Bestatter noch Pfarrer oder Behörden dürfen vorgeben, wie Menschen trauern sollen, dürfen bestimmen, wie eine Trauerfeier und Beisetzung abzufließen habe. „Es geht darum, die Handlungsspielräume, die wir haben, wieder zurückzugewinnen“, schreibt Roth.



„Um den Tod zu begreifen, braucht man die reale Nähe und reale Zeit mit dem Toten.“

Fritz Roth,
Buchautor und Bestatter

Dazu gehört auch, sich in Ruhe vom Körper eines Toten zu verabschieden – zu Hause oder in anderen würdigen Räumlichkeiten. „Um den Tod zu begreifen, braucht man die reale Nähe und reale Zeit mit dem Toten“, hat Roth erfahren. Zum Abschiednehmen kann auch gehören, Kleidung auszusuchen, in der der Tote bestattet werden soll, ihm diese Kleidung selbst anzuziehen oder dabei zu helfen; Dinge bereitzulegen, die als Grabbeigaben mit in den Sarg gelegt werden, zum Beispiel Fotos oder ein letzter Brief; oder den Sarg vielleicht selbst zu schließen.

Roth ermutigt Hinterbliebene dazu, selbst an der Gestaltung der Trauerfeier mitzuwirken, wenn sie den Wunsch und die Kraft dazu haben – etwa durch persönliche Wortbeiträge oder das Aussuchen von Musik, die einen besonderen Bezug zum Leben des Verstorbenen hatte. Jeder Mensch ist unverwechselbar. Trauerfeiern, in denen dieser

Mensch im Mittelpunkt stehen sollte, sind meist nicht, weshalb sie oft als gleichförmig und wenig tröstlich empfunden werden. Gleiches gilt für Grabsteine aus industrieller Massenfertigung, die sich doch oft sehr ähneln. Roth plädiert stattdessen für individuell gestaltete Grabmale, die etwas über das Leben eines Verstorbenen und die Beziehung der Hinterbliebenen zu ihm aussagen. „Es wäre schön, wenn wir uns von den Steinwüsten von Friedhöfen, auf denen jegliche Kreativität von Konformismus erstickt wird, verabschieden würden“, schreibt er. „Jeder Mensch ist einzigartig. Leider ist davon bei einem Spaziergang über die meisten Friedhöfe nicht viel zu spüren.“

Auch in der anonymen Beisetzung in einem Urnenfeld sieht Roth ein Zeichen dafür, dass es unsere Zeit verlernt hat, mit Tod und Trauer angemessen umzugehen. Kulturlinguisten sehen in anonymen Bestattungen weniger eine Vernunftentscheidung als den Ausdruck der Angst davor, vergessen zu werden, wie es ein nicht gepflegtes Grab deutlich sichtbar zum Ausdruck bringen würde. Beim Fehlen eines Grabs werden Angehörige zudem nicht durch einen konkreten Ort mit dem Tod konfrontiert. Trauer brauche aber diesen Ort, ist Roth überzeugt. „Die anonyme Bestattung ist Sinnbild einer Kultur, die sich mit der Endlichkeit des Lebens möglichst nicht belasten will.“

Man könnte nun einwenden, letztlich sei alles auch eine Geldfrage. Das ist zweifellos richtig, und das weiß auch Fritz Roth. Ein lebendiger Umgang mit der Trauer, persönliches Abschiednehmen, Erinnern und Gedenken sind aber keine Frage des Geldes, sondern vorrangig eine Frage der Einstellung. Deshalb macht Roth auch klar, dass kostspielige Beerdigungen, riesige Kränze und aufwendige Särge vielleicht die Nachbarn beeindrucken, aber Hinterbliebenen nicht helfen. Und vor dem Gesetz vorgeschriebene Sarg- und Friedhofszwang in Deutschland ist in seinen Augen eine Bevormundung, die nicht mit öffentlichem Interesse zu begründen ist, sondern nur mit dem Umsatz von Kommunen, Bestattern und Sargherstellern.

Starre Vorschriften, Rituale, in denen kein Trost liegt, verpasste Gelegenheiten des persönlichen Abschieds: Die Liste der Dinge, die Hinterbliebene belasten und das Leben mit der Trauer unnötig erschweren, ließe sich verlängern. Roth wendet sich gegen die Einformigkeit eines typisch deutschen Friedhofs, eines typisch deutschen Grabsteins und einer typisch deutschen Trauerfeier. Er diagnostiziert ein Unbehagen vieler Menschen an einer von Behörden verordneten und von Gesetzen geregelten Sterbe- und Trauerkultur. Er appelliert daher an Trauernde, ihren persönlichen Standpunkt zu bestimmen und so zu handeln, dass die Einzigartigkeit des Menschen, um den sie trauern, durch einen persönlichen Abschied und

einen individuellen Erinnerungsort Ausdruck findet. Aufgabe der Bestatter sei es, ihnen dabei ermutigend zur Seite zu stehen: „Wir Bestatter dürfen nicht bestimmen, wir müssen begleiten und stützen.“

Viele Bestatter sehen das längst genauso. Roth fasst das Aufgabefeld seines Berufszweigs aber noch weiter, denn er ist der festen Überzeugung: „Man kann den Toten nichts Gutes mehr tun. Es ist der Trauernde, der im Mittelpunkt der Bemühungen stehen muss.“ Roth kritisiert daher die eingespielte Maschinerie, die sich nach dem Tod eines Menschen in Gang setzt und nach dem Begräbnis dann plötzlich wieder zum Stillstand kommt – dann, wenn das Ausmaß des Verlustes vielen erst richtig bewusst wird. Und er kritisiert die Regeln unseres Zusammenlebens, unserer Gesellschaft, die Trauernde allzu oft ausgrenzt. Die steigende Zahl von Depressionen führt Roth auch auf verdrängte, nicht verarbeitete Trauer zurück. Er sieht hier die Gesellschaft in der Pflicht, die den Tod nur als lästigen Störfall betrachtet und Trauernde dazu drängt, möglichst schnell wieder zur Tagesordnung überzugehen.

Roth versteht sich nicht nur als Beerdigungsdienstleister, sondern als Begleiter, der an der Schnittstelle von Leben und Tod aktiv ist und Trauernden über den Tag der Beisetzung hinaus Angebote macht: etwa Gesprächskreise, kulturelle Veranstaltungen zum Thema und andere Möglichkeiten der Begegnung. „Trauernde müssen in ihrem Wunsch bestärkt werden, die Erinnerung an den Verstorbenen lebendig zu halten, auch wenn ringsum bald tiefes Schweigen herrscht“, fordert er.

Eine Vision, die manchen vielleicht zu weit geht. Für Roth sind diese Forderungen keine Vision, sondern Grundzüge seiner täglichen Arbeit. Für jene, die sich mit den Themen Sterben, Tod und Trauer beschäftigen – ob von Beruf wegen, als Helfer oder Trauernde – sollten sie Grundlage sein für eine Diskussion darüber, wie wir miteinander umgehen wollen. Denn sie behandeln zentrale Fragen dessen, was das Menschsein ausmacht: die Freiheit der individuellen Entscheidung, die Hilfe und Unterstützung, die wir einander in Grenzsituationen des Lebens zu geben vermögen, und die Art und Weise, wie wir an unsere Toten erinnern wollen.



Fritz Roth: „Das letzte Hemd ist bunt. Die neue Freiheit in der Sterbekultur.“
Campus Verlag, 189
Seiten, 19,99 Euro.